

Über die Vorstellung vom Kampf

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **114 (1948)**

Heft 6

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-21124>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Über die Vorstellung vom Kampf

Da wir seit 150 Jahren keinen Krieg geführt und seit 100 Jahren praktisch kein Blut vergossen haben, liegt eine der Hauptschwächen unserer militärischen Bereitschaft darin, daß wir Mühe haben, uns den Krieg oder Kampf wirklichkeitsnahe vorzustellen. Die Bestrebungen unserer militärischen Ausbildung wie die eines jeden einzelnen zielen daher weitgehend dahin, sich ein einigermaßen zutreffendes Bild von den Bedingungen, in welchen sich der Kampf abspielt, zu machen. Die Gefahr, in diesem Bestreben auf Abwege zu geraten, insbesondere theoretische Thesen, die an sich manches Richtige haben mögen, zu verfechten, und dann zu glauben, man habe die Erkenntnis von der wahren Natur des Gefechtes sich zu eigen gemacht, ist bei uns vielleicht ausgeprägter als anderswo, weil wir an und für sich durchschnittlich über eine gute Denkschulung verfügen. So sehr uns diese vielfach unterstützt, so sehr kann sie verhängnisvoll werden, weil sie dazu verleitet, auf logischem Wege die Dinge des Krieges zu vereinfachen. So glaube ich, nebenbei gesagt, daß es eines der Hauptziele dieser Zeitschrift sein muß, dem Leser die Vielfaltigkeit der verschiedensten Seiten des Gefechtes näher zu bringen.

Die Theorie des Krieges hat ihr Gutes, solange es sich darum handelt, aufzuzeigen, daß gewisse Grundsätze überlegungsmäßiger Art (Denkschulung), und im Einsatz der Mittel, sich im Laufe der Zeit so wenig wie im praktischen zivilen Leben verändern. Wer sein Geld und seine Arbeitskraft für den Aufbau einer Existenz in den verschiedensten Richtungen und nach solchen von unterschiedlicher Bedeutung zersplittert, dürfte zur Erreichung eines praktischen Resultates die gleiche Mühe haben wie der Führer, der im Kriege in gleicher Weise verfährt. Wer im zivilen Leben günstige Gelegenheiten zu versäumen pflegt, handelt ähnlich wie der militärische Vorgesetzte, der eine sich bietende Chance nicht auszunützen weiß, oder das Richtige nicht zur gegebenen Zeit tut. Und wer schließlich die Widerstände im Zivilleben unter- oder überschätzt, und zwar so weit, daß ihn diese Vorstellung dazu verleitet, Unbesonnenes zu unternehmen oder nichts zu tun, wenn er handeln sollte, benimmt sich nicht anders als diejenigen Feldherren, an denen post festum die berechtigte Kritik des Hi-

storikers ansetzt. Doch scheint mir der Unterschied zwischen den beiden Zuständen darin zu liegen, daß wir das Leben täglich erleben, gewissermaßen in ihm sind, eine konkrete Vorstellung von ihm haben und etwaige Fehler laufend und oft unbewußt korrigieren, während, was den Kampf anbelangt, uns gerade schon die Vorstellung vielfach abgeht. So läßt es sich auch leicht erklären, daß große Feldherren der Weltgeschichte (und schlechte) schon existierten, bevor es eine Theorie vom Kriege gab, und daß es auch heute noch möglich ist, daß ein mit Energie und Wirklichkeitssinn Begabter einen theoretisch viel besser Geschulten schlägt. Wie das Studium oder die Lehre für das Leben vor allem insofern eine Bedeutung hat, als es die Grundlage verbessert, von der aus der Kampf um die Existenz geführt wird, an sich aber den einzelnen fördern oder hemmen kann, je nachdem er sich hernach in seiner Lage zurechtfindet oder nicht; genau so bildet die Beherrschung der Theorie des Krieges oder Gefechts nur einen Ausgangspunkt, dem in der Praxis, je nach Umständen, mehr oder auch weniger Bedeutung zukommt.

Das Handeln entscheidet. Das Handeln wird aber um so leichter sein, je zutreffender die Vorstellung ist, die sich der einzelne im voraus von den möglichen Ereignissen macht, die ihn bedrängen, oder sein Wollen fördern werden. Und diese Vorstellung kann für denjenigen, der auf diesem Gebiet keine Erfahrung besitzt, doch wohl konkret nur dadurch gewonnen werden, daß er, so unvoreingenommen wie möglich, den einzelnen, den Kampf bestimmenden Faktoren nahe zu kommen sucht. Wer liest, daß Kämpfende sich vollständig begraben, um in aussichtsloser Lage der Feststellung durch den Feind zu entgehen, und daß dieser, nachdem er diese List erkannt, seine Soldaten mit eisernen Sondierstangen ausrüstet, um die so versteckten Gegner wie Minen zu «suchen», erhält eine viel konkretere Vorstellung vom Wesentlichen, der verbissenen Energie, der Rücksichtslosigkeit, der Angst und der Todesnot, als derjenige, der sich bloß theoretisch mit den Feldzügen eines Alexander des Großen befaßt und am Rande liest, man habe die Bevölkerung einer Stadt niedergemacht, ohne sich vorzustellen, was das heißt. Wer feststellt, daß es zur Zerstörung eines Bahnviaduktes aus der Luft in einem Falle sieben Angriffe im Laufe von etwas mehr als einem Monat und nicht ganz 1200 Tonnen Bomben brauchte, hat einen konkreten Anhaltspunkt dafür, wie weit eine Brücke auch bei feindlicher Luftüberlegenheit noch benützt werden kann. Er glaubt dann nicht mehr daran, daß sämtliche schweizerischen Flußübergänge schon in wenigen Tagen durch die feindliche Luftwaffe zerstört werden können, wenigstens nicht beim gegenwärtigen Stand der Technik. In diesem Zusammenhang ist es beispielsweise auch interessant festzustellen, daß der Eisenbahnverkehr in

Deutschland für taktische militärische Zwecke bis zum beginnenden Zusammenbruch im Frühjahr 1945, wenn auch unter mannigfachen Schwierigkeiten, hat aufrecht erhalten werden können. Desgleichen, daß Menschen, die in der Nähe des Sprengpunktes einer Atombombe in unterirdischen Räumen sich aufhielten, nicht verletzt wurden, daß aber anderseits durch die Wirkungen einer einzigen Bombe 70–90 000 ungeschützt in einer Stadt lebende Menschen umgekommen sind. Der ganze Feldzug in Italien, der immerhin vom Rückzug aus Sizilien (3.9.43) bis zum 2.5.45 dauerte, ist von der Armee Kesselring bei hoffnungsloser Unterlegenheit in der Luft durchgefochten worden, und dies obschon diese Armee weitgehend motorisiert war. Und wer sich schon vorgestellt hat, wie das etwa aussieht, wenn man dem Angriff feindlicher, durch Artillerie, Kampfwagen und Flieger unterstützter Infanterie ausgesetzt ist, wird wenig Trost empfinden, wenn man ihm mitteilt, daß es heute Geschütze gibt, die die Panzerungen aller Panzer durchschlagen, sie jedoch leider in der eigenen Armee nicht vorhanden seien, daß aber in der Zukunft dann die Panzer wieder leichter gebaut würden. Was nützt die Erkenntnis von der Notwendigkeit, sein Wollen und Handeln auf ein Ziel zu richten, dem Bataillonskommandanten, der feststellt, daß er den gepanzerten Gegner ersuchen muß, recht nahe heranzukommen, um ihn wirksam bekämpfen zu können und dann erst noch feststellt, daß die eigenen Abwehrwaffen sich mangels Panzerung im Feuer kaum zeitgerecht verschieben lassen? Warum glauben einzelne unter uns nur schwer an die Wirkung einer Artilleriekonzentration mehrerer eigener Abteilungen, wo doch gerade diese Wirkung als die Stärke einzelner fremder Heere gepriesen wird?

Alle diese Überlegungen, die darin gipfeln, mit einer «beweglichen» und «leicht bewaffneten» Infanterie *allein* irgend etwas Wesentliches auch heute noch zu erreichen, scheinen mir in einem krassen Gegensatz zu stehen zu dem, was sich 61½ Jahre lang um uns herum abgespielt hat. Eine auf sich selbst gestellte Infanterie verbraucht sich heute rasch.

Ich halte dafür, die Beispiele ließen sich unendlich vermehren, daß der Grund aller dieser fertigen und doch wieder irrigen Vorstellungen darin liegt, daß wir uns noch viel zu wenig bemühen, den Kampf als eine *praktische* Angelegenheit zu betrachten, als einen konkreten Fall, der jedesmal ein anderer ist, den man möglichst unbeschwert antreten sollte und den man sich im Frieden *in all seinen Mannigfaltigkeiten* vorzustellen versuchen muß. Dazu ist es notwendig, vielen Einzelfällen nachzugehen und ohne Vor-eingenommenheit zu versuchen, sie im Geiste *mitzuerleben*.

Es mag sein, daß ein Umstand mit dazu beiträgt, uns in diesem Bestreben zu unterstützen. Man muß sich mit dem möglichen Feind beschäftigen. Ich

gestehe, lange den Feind auch zu wenig berücksichtigt zu haben. Aber, im Grunde schlägt man sich doch gegen einen ganz konkreten Feind, der einen bestimmten Charakter hat, Gewohnheiten, Stärken und Schwächen, über eine bestimmte Bewaffnung verfügt und seine Führer und Truppen nach bestimmten Grundsätzen schult. Den Kampf gegen die Armee der Republik Columbien stelle ich mir wesentlich anders vor, als denjenigen, um ein anderes Beispiel zu wählen, gegen die Streitkräfte der UdSSR. – Es gibt wohl bei der Beschäftigung mit dem Kampf zwei Größen, die alles überragen: der Auftrag, der den eigenen Willen umfaßt, und der Feind. Alles andere steht im Hintergrund. Die eigenen Mittel, den Zustand und die Leistungsfähigkeit seiner Truppen kennt jeder Kommandant; das Gelände hat Vor- und Nachteile, die es zu nutzen gilt, aber im Grunde ist das Gelände neutral. Es ist das wert, was beide Parteien aus ihm machen oder zu machen vermögen. Für den einen kann ein Geländeabschnitt ein Hindernis sein, zum Beispiel ein Fluß, für den andern ist die Bedeutung dieses Hindernisses gering, weil er gewiß ist, über die Mittel zu verfügen, die es ihm technisch erlauben werden, es zu überwinden. Wohl gibt es charakteristische Eigenschaften eines jeden Geländes, ausschlaggebend ist aber, wie Freund und Feind sich mit ihnen zurechtfinden. Der sichere Besitz eines unscheinbaren Sträßchens kann für eine motorisierte Abteilung, je nach Auftrag, viel wichtiger sein, als die Beherrschung der weiten umliegenden Wälder und Höhen. Das Aufstellen einiger Flak-Vierlinge kann den Wert einer Brücke oder eines Engnisses völlig verändern. Eine Stadt kann für den Verteidiger ein sehr günstiges Kampfgebiet sein, wenn er über genügend Truppen und Mittel verfügt; zu seiner sicheren Niederlage führen, wenn er an ihr festhält, obschon ihm die Mittel dazu fehlen. Ich erinnere mich daran, diese etwas ketzerische Ansicht vor vielen Jahren und ohne großen Erfolg geäußert zu haben. Und doch ist es so. Beschäftigen wir uns doch eingehend mit dem Gegner, *mit dem was er tun kann*, und wenn wir ihn einmal genau kennen, vielleicht hin und wieder (doch da ist große Vorsicht am Platze!) mit dem, was er tun wird. Der Gegner kann so wenig aus seiner Haut heraus wie wir; möglichst genaue Vorstellungen über seine charakterlichen Eigenschaften, sein Gefühlsleben, seine Mittel und seine Taktik scheinen mir mit zu dem zu gehören, was ermöglicht, sich vom Kampf eine zutreffende Vorstellung zu machen. Es handelt sich dabei nicht um eine anonyme und nebelhaft verschwommene Größe, sondern um etwas Konkretes, dem man so nahe wie möglich kommen muß. – Darin scheint mir eine der wesentlichsten Möglichkeiten zum Erfolg zu liegen. Red.